

Einladung
Zum
Intensivseminar 2019

**Europa rückt nach rechts.
Braucht das Kapital (noch) die Demokratie?**

Vom Donnerstag, d. 31. Oktober 2019, 18.00 Uhr
bis Sonntag, d. 3. November 2019, 13.00 Uhr

in der ev. Jugendbildungsstätte Frauenberg, Bad Hersfeld

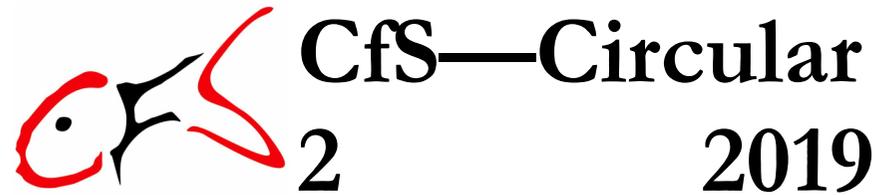
Kosten: ca 150,— € (Für Geringverdiener sind Ermäßigungen möglich)

Referent: Prof. Dr. Frank Deppe, Marburg

Ende Mai sind Europawahlen. Erwartet wird eine Zunahme der Sitze rechter Parteien, die in den Medien gerne mit der Bezeichnung „Populisten“ bezeichnet werden. Manche entdecken den „besorgten Bürger“ mit denen man ins Gespräch kommen müsse. Wenn wir genauer hinschauen, haben wir es mit einer rechten Bewegung zu tun, die gut vernetzt ist und eine gemeinsame menschenfeindliche Ideologie vertritt. Diese Bewegung beschränkt sich nicht auf ein Land, sondern breitet sich in gefährlicher Weise in der ganzen Welt aus, wie wir in Brasilien an Bolsonaro oder auf den Philippinen an Duterte sehen können. Wer hätte es sich vor ein paar Jahren ausmalen können, dass in Dänemark eine Partei namens „strammer Kurs“ zur Wahl zugelassen wird, die eine „ethnische Säuberung“ fordert und deren Anführer fordert, die in Dänemark ansässigen Muslime zu deportieren. (Frankfurter Rundschau, 8. Mai 2019, S. 6). Und das im Namen des „christlichen“ Abendlands.

„Mit dem Wort ‚Faschismus‘ ist nicht viel gewonnen“, schreibt Arno Widmann (Frankfurter Rundschau, 6. Mai 2019, S. 20) „Aber wer Faschismus sagt, möchte daran erinnern, dass die Bewegungen, die Regime, die heute Demokratien und demokratische Entwicklungen zerstören, nichts radikal Neues sind, dass sie anknüpfen an das, das schon einmal in eine europäische Katastrophe geführt hat. Faschismus ist keine Vergangenheit. Er ist Gegenwart...“

„Populismus“ oder „besorgte Bürger“ sind viel zu schwache Bezeichnungen für Menschen, die Geflüchtete im Mittelmeer ertrinken oder in Libyen in der Sklaverei verschwinden lassen.



ChristInnen für den Sozialismus

Inhalt:	
„Zivilgesellschaft“	S. 1
Grundgesetz der Macht	S. 3
Rosas letztes Wort	S. 7
Cfs— Die Ursprünge	S. 8
Hass: Blasphemie	S. 9
Ein Verhör	S. 12
Intensivseminar 2019	S. 16

Cfs

Büro:
Hartmut Futterlieb
Zur Linde 9
36251 Bad Hersfeld
Tel.: 06621-74905
E-Mail: Hartmut.Futterlieb
@t-online.de
Konto Cfs:
IBAN:
DE05 5009 0500 0301 5629 41
BIC:
GENODEF1S12

Verein zur Förderung und Erforschung der lateinamerikanischen Theologie
Konto: DE89 2001 0020 0094 9782 03
BIC: PBNKDEFF

www.chrisoz.de

„Zivilgesellschaft“

Ich erinnere mich, dass unser Englischlehrer in den 60er Jahren erzählte, wie stolz die Engländer darauf seien, dass die „Bobbys“ in London keine Pistolen trügen, weil der Umgangston der Menschen untereinander grundsätzlich von „Fairness“ geprägt sei. Ich erinnere mich, dass die Polizisten, die 1967 unsere Demonstration gegen Fahrpreiserhöhungen in Kiel begleiteten, ihre normale Dienstkleidung trugen. Schirmmütze, im Gürtel allerdings eine fest in einem Halfter steckende Pistole und einen Gummiknüppel“. Aber kein Pfefferspray, keinen Schlagstock, für den man einen Waffenschein braucht, keine Schilde, kein Helm mit herunterklappbarem Visier. Gerne wird behauptet, dass dieses Bild das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung stärke. Aber die Botschaft eines solchen Bildes ist auch: Der Staat, die Exekutive ist grundsätzlich misstrauisch gegenüber dem, was landläufig Zivilgesellschaft genannt wird. Beruht das auf Gegenseitigkeit? Ist da etwas eskaliert? In Teilen Europas nimmt das Misstrauen gegenüber zivilgesellschaftlichen Institutionen faschistische Züge an, wie man im Umgang des italienischen Innenministers mit Rettern von geflüchteten Menschen sehen kann. Seine Polizei gibt ein ebenso martialisches Bild ab wie diejenige in Deutschland, die bei Demonstrationen eingesetzt wird. Umgekehrt ist das Misstrauen gegen die „politischen Eliten“ gestiegen,

die eigentlich die Exekutive demokratisch kontrollieren sollen. Das ist durchaus begründet, wenn z.B. ein Innenminister nach dem Mord, den ein psychisch kranker Mensch an einem Kind verübt hat, mit einem schiefen unsichereren Lächeln verspricht, mehr Polizisten einzustellen. Ein demokratisch organisiertes Gemeinwesen braucht Vertrauen in seine Organisationen, Verlässlichkeit und Bindungen der Menschen untereinander.

„Ich habe diese Fragen von Bindungen, Vertrauensverhältnissen, Orientierungsbedürfnissen an den Anfang meiner Erörterungen zur politischen Bildung gerückt“, sagt Oskar Negt in einem Interview (Frankfurter Rundschau, 1. August 2019, S. 28), „weil gelingende Lernprozesse einer emotionalen Grundlage bedürfen, die den kognitiven Operationen Kraft und Ausdauer verleihen. Und hier wird nun ein politisch prekäres Problem fassbar. In dem Maße, wie es einer demokratischen Gesellschaftsordnung nicht gelingt, diese (durch den Kapitalismus, H.F.) gestörten Bindungen und Vertrauensverhältnisse durch attraktive Angebote auszugleichen, sind rechtsradikale Kolonnen auf dem Wege, die Lücken und Brüche, jetzt auch im gesamteuropäischen Kontext, für sich zu nutzen, um alte Autoritätsverhältnisse herzustellen, die den Abbau demokratischer Selbstbestimmungsrechte fördern und am Ende eine Gesellschaft herstellen, deren Katastrophenpolitik gerade Gegenstand kritischer politischer Bildung sein muss.“

Inzwischen scheinen in allen Staaten der Welt Polizeieinheiten mit diesen martialisch wirkenden (d.h. auch: Angst einflößenden) Prätorianer-Rüstungen versehen zu sein, samt Schilden, Schlagstöcken, Pfefferspray und Pistolen in lockeren Halftern. So treten sie Demonstranten der Zivilgesellschaft gegenüber. Sie prägen das Bild vom Staat und seinem Gewaltmonopol. Sieht so ein Staat aus, der demokratisch kontrolliert wird?

Der Mensch wird nicht als „Zoon politikon“, als „politisches Wesen“ geboren, wie Platon meinte. Dazu sind Lernprozesse nötig, die gesellschaftlich organisiert werden müssen. Wenn also eine Zivilgesellschaft funktionieren soll, die laut Definition auf eine gerechte Gesellschaft hin orientiert ist, dann sollte in intensiv Schulen und Bildungseinrichtungen investiert werden, in denen soziales Verhalten (auch soziales Verhalten im Netz) trainiert werden kann. Es braucht nicht mehr Polizistinnen und Polizisten (zumal männlich bestimmte Kameradschaftsverbände eine Tendenz zu rechten autoritären Gesinnungen entwickeln, wie wir den Zeitungen entnehmen können), sondern mehr Lehrerinnen und Lehrer, mehr Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter.

Hartmut Futterlieb

Stück Geflügelbraten, in das er genüsslich hineinbiss. „Lukrezia..., ich werde das überprüfen“, sagte er, „aber ich höre auch, dass es Sklaven im Hause des Petronius gibt, die sich dieser gottlosen Sekte der Chrestianer - wie auch immer man sie nennt - angeschlossen haben. Sie treffen sich heimlich in finsternen Gegenden und brechen alle Regeln, die uns heilig sind.“ Er verzog sein Gesicht zu einer ablehnenden Grimasse und sah Ruth durchdringend an. „Erzähl“, was im Hause des Petronius vor sich geht. Er duldet anscheinend Menschen in dem Haus, über das er Gewalt hat, die unseren göttlichen Kaiser als Erdensohn bezeichnen, dem sie keine Verehrung schuldig sind. Petronius mag zwar ein glühender Verehrer der stoischen Gedankenwelt sein, aber er treibt seine Nachlässigkeit zu weit. Wie sieht es also aus im Hause des Petronius?“

Der Wachsoldat griff nach dem rechten Oberarm von Ruth, deren Hände immer noch auf dem Rücken gefesselt waren, und drückte kräftig zu, so dass sie aufstöhnen musste. Aber sie schwieg. In den Augen des Mannes konnte sie Hass und Kälte lesen, die Züge des etwas gedunsenen Gesichts hatten sich herabgesenkt wie in einen Abfallhaufen. Durch ihr Schweigen begannen sie wütend zu zittern: „Was hast du dazu zu sagen“, rief er laut. „Ich bin nur eine Sklavin in der Küche, ich weiß nichts von dem, was Ihr hier sagt“, sie spürte das Zittern in ihrem Körper. Durchdringend musterte sie der Mann von oben bis unten. „Spielt weiter“, sagte er dann zu den Flötenspielerinnen, und zum Wachsoldaten gewendet: „mit Widerspenstigkeit will ich mich nicht aufhalten. Gib ihr zwanzig Hiebe, dann hole den Schreiber, damit er notiert, was sie zum Haus des Petronius zu sagen hat.“ Seine beiden Gäste stimmten ihm mit schmeichelnden Gesten zu. Ruth war fürs erste entlassen.

Hartmut Futterlieb

Kühle des Abends, je weiter sie aber in das Innere des Hauses vor-
drangen, wurde es wärmer und verschieden Düfte konkurrierten mit-
einander, sei es, dass sie von Duftschalen kamen, sei es, dass Räu-
cherschalen an den Wänden befestigt waren, Ruth konnte nur riechen,
aber sich nicht orientieren.



Flötenspielerin mit Busenband.

Schließlich hörte sie Melodien von Flöten,
die lauter wurden, als eine Tür geöffnet
und sie in einen Raum hinein geschoben,
eher noch hinein gestoßen wurde. Der
Wachsoldat nahm ihr die Binde ab, so
dass sie den Raum überblicken konnte.
Der Blick ins Atrium war offen, so dass
sie das Abendlicht auf den üppigen Pflan-
zen sehen konnte. Drei Speiseliagen waren
um einen Tisch platziert, auf dem unter-
schiedliche Speisen sorgfältig angeordnet
waren. Neben der Tür zum Atrium hin-
standen zwei Flötenspielerinnen, mit den

charakteristischen Doppelflöten, junge Mädchen, mit Brusttüchern,
bekleidet mit fast durchsichtigen Tuniken. Drei Männer besetzten die
Speiseliagen. Sie hielten silberne Becher in der Hand. Einer der
Männer, vielleicht vierzig Jahre alt, trug eine kostbare Tunika, die
wohl im Laufe des Gelages etwas verrutscht war. Offensichtlich war
er der Vornehmste von den Dreien.

Er bemerkte den Wachsoldaten und Ruth, winkte sie zu sich heran so
dass sie sich in etwa fünf Metern Entfernung aufstellten. Er musterte
Ruth von oben bis unten und sagte dann, ohne sie weiter zu begrü-
ßen: „Eine hübsche Sklavin hat Dein Herr. Sicher wird er seine Freu-
de an Dir haben.“ Ruth hatte den Mann noch nie gesehen. Aber sie
begann leicht zu zittern; denn er hatte wohl bedeutende Ämter inne
und damit bedeutende Macht. „Ich bekomme meine Nachrichten aus
dem Hause des Petronius, diesem blasierten Anhänger der Stoa. Da-
nach soll er sein Haus nicht mehr ganz unter Kontrolle haben. Ist das
richtig?“ - Ruth biss sich auf die Lippen, „Klug wie die Schlangen
und ohne Falsch wie die Tauben - wie lässt sich das bewerkstelligen“,
dachte sie. „Ich bin Haussklavin, eingeteilt in der Küche zu
dienen“, sagte sie, „ich begegne meiner Herrin und meinem Herrn
kaum. Ich bekomme meine Befehle von Lukrezia, der Köchin.“ „So
so, Lukrezia,“ der Mann griff in eine Schüssel und holte sich ein

Das Grundgesetz der Macht aus Privateigentum

Das Privateigentum an
den Produktionsmitteln
gibt den Eignern (den Ka-
pitalisten) Macht über
Nicht-Kapitalisten, sie
lohnabhängig zu halten.
Dieses Zwangs-
Ausbeutungsverhältnis ist
nicht nur politisches Ziel
und politisch abgesichert
(durch die bürgerliche,
lobbyistische repräsentati-
ve Demokratie), nicht nur ideologisches Ziel und ideologisch abgesi-
chert (durch den Kapitalismus als Religion). Es hat sich zusätzlich in
unserem Verfassungersatz, dem Grundgesetz, juristisch tief verankert.
Die öffentlich-rechtliche Medien-Propaganda stellt es anders dar,
aber es gibt eine klare Hierarchie. Nicht die „Grundrechte“ stehen an
der Spitze, sondern die Eigentumsgarantie.



Eine ausdrückliche Eigentumsgarantie, wozu braucht es die? Die
braucht es erst dann, wenn nicht jede*r die Möglichkeit hat, seinen
Bedarf aus der eigenständigen Nutzung natürlicher Ressourcen zu
decken, sondern, wenn es Menschen und Tiere gibt, die von der Nut-
zung der Ressourcen von vornherein ausgeschlossen werden sollen.
Deshalb sind auch die „Grundrechte“ als untergeordnete, von der Ei-
gentumsgarantie gedeckelte Rechte notiert und ausdrücklich nicht die
Anerkennung eines natürlichen, unabdingbaren Vernunftrechts der
Menschenrechte (und Tierrechte). Der Staat hat, in welcher effektiven
politischen Form auch immer, im so durchgesetzten und abgesicherten
Kapitalismus die Aufgabe, die ungleiche und ungerechte Machtvertei-
lung zu organisieren und zu gewährleisten.

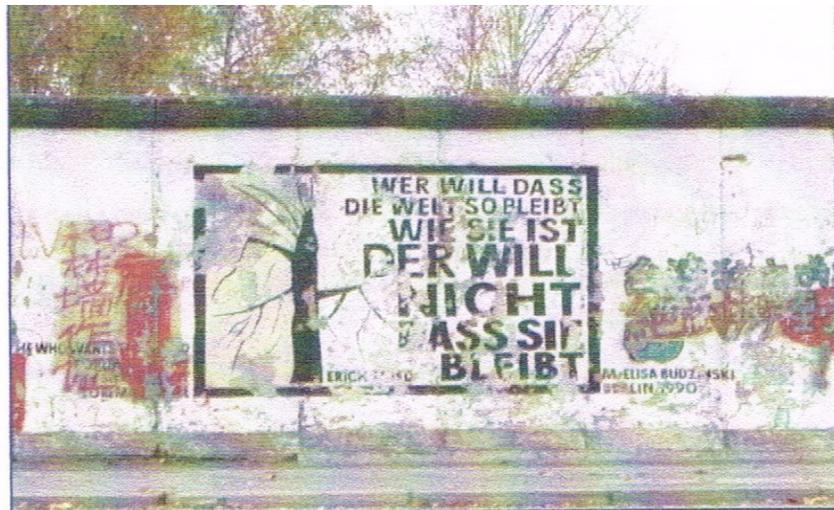
Der Staat steht zwischen Kapital und lohnabhängiger Masse. Damit
sind nicht nur die tatsächlichen Lohnempfänger gemeint, auch das Re-
serveheer im Erwerbslosen - und Prekariatsstatus gehört zu den prinzi-
piell Lohnabhängigen. Staatsaufgabe ist, das Funktionieren des struk-
turell brutalen Ausbeutungsverhältnisses zu garantieren und zu organi-

sieren. Er bedient sich dazu propagandistischer, sozialstaatlicher, obrigkeitsstaatlicher und militärischer Mittel. Wie jeder gute Bauer weiß auch der Staat, dass ein übernutztes Feld lange brach liegt. Deshalb sorgt er dafür, dass nicht ungebremst ausgenutzt wird. Was natürlich jede*r Arbeiter*in als angenehm empfinden, dass nach 8 Stunden normalerweise Schluss mit der Arbeit ist, Beleidigungen und Erpressungen nur gut versteckt stattfinden können, dass im Krankheitsfall (zeitlich begrenzt) der Lohn fortgezahlt wird, das ist so nötig für das Überleben der Einzelnen und ihrer Familien, wie es das Überleben des Kapitalismus als ausbeuterische Struktur nachhaltig sichert.

Deshalb werden im Grundgesetz auch keine Menschenrechte anerkannt, sondern es werden bürgerliche „Grundrechte“ von eben diesem Staat gewährleistet. Dass diese schon im Grundgesetz „unter Finanzierungsvorbehalt“ (Konstantin Wecker) gestellt werden, während die wahren Machtverhältnisse aufwändig verschleiert werden, ist eine große propagandistische Leistung schon im Grundgesetz selbst.

Aus der Erkenntnis des Verfassungsranges des Kapitalismus folgen für mich ein paar strategische Änderungen:

Es ist Ressourcenverschwendung, mit dem jeweils aktuellen staatlichen Personal über einen angeblich staatlichen Auftrag zu diskutieren: dem Auftrag, im Sinne einer abstrakten Gerechtigkeit (Wem soll was



Erich Fried: Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt. (https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d6/Berliner_Mauer.jpg)

einen Aufstand gegen den römischen Staat. Rivka und sie hatten über solche Gerüchte gelacht; denn nichts von dem entsprach ihren Beobachtungen. Im Gegenteil. Das Wort „Frieden“ tauchte nicht nur immer wieder in den Hymnen auf, die sie sangen, sondern war auch ein Teil ihres Grußes, wenn sie die Versammlung besuchten: „Shalom—Friede sei mit dir.“ Dabei legten sie die rechte Hand auf die Schulter des Gegenübers. Manche drückten einander auch und gaben sich einen Kuss auf die Wange, wie es in der Familie üblich ist. Aber das war Ruth zu eng. So weit war sie noch nicht.

„Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben“, hatte Matthäus mit seiner wohlklingenden singenden Stimme aus seinem Text vorgetragen. Wie war das zu verstehen, wenn Ruth gar nicht wusste, weshalb sie hier war. Gab es ein Anklage gegen sie? Hatte sie jemand denunziert? Sie wusste, dass Lukrezia, die Herrscherin über die Küche, sie manchmal beobachtete, aber das hatte sie nicht weiter gestört. Lukrezia war wie besessen von ihren Kochkünsten. Es schien das Einzige, das ihrem Leben noch Sinn gab. Da konnte ein bisschen Neugier nicht schaden. Aber wenn sie sich in dem Raum umsah und die Fesseln an den Händen realisierte, dann konnte es nichts mit einem Gericht zu tun haben, was hier geschah. Ruth begann in dem engen Raum hin und her zu gehen, um den Kopf frei zu machen von den unglücklichen Gedanken, die wie Krähen über sie her fallen wollten.

Unwillkürlich duckte sich Ruth, als sie hörte, wie der Riegel außen an der Tür zurückgeschoben wurde. Im Türrahmen erschien ein großer muskelbepackter Mann in Rüstung, Helm und Schild, der einen Speer trug. Im Gürtel sah sie das kurze Schwert, wie es die Soldaten tragen. Die Gestalt wurde vom Abendlicht umleuchtet, das sich in den Metallteilen der Rüstung spiegelte. „Komm, widerspenstige Sklavin!“ befahl der Mann. Der Ton duldet keinen Widerspruch. Und so erhob sich Ruth von der steinernen Liege und folgte dem Gerüsteten über einen gepflasterten Hof. Ihr Wächter machte keine Anstalten, ihr die Fesseln abzunehmen. Wortkarg und mit kräftigen Schritten ging er neben ihr her und bestimmte den Weg. Am Ende des Hofes befahl er ihr stillzustehen und band ihr einen Augenbinde aus Sackstoff um, und zwar so, dass sie nichts sehen konnte. Dann packte er sie bei den Schultern und führte sie durch mehrere Räume eines offensichtlich weiträumigen Hauses. Im Hof herrschte noch die

Ein Verhör

Als sie die Augen langsam öffnete, sah sie einen schmalen Streifen Licht, der aus einer kleinen Luke über die blanken Steine fiel, die weit oben in die Mauer eingelassen war. Das Licht schimmerte rötlich, als ob sich schon die Abendsonne bemerkbar machte. Ruth hob den Kopf ein wenig. Die Binde hatte man von ihren Augen genommen, aber die Hände waren immer noch auf dem Rücken gefesselt. Die Steine, aus denen der Fußboden bestand, glänzten und waren kalt. Sie verlockten dazu, liegen zu bleiben und sich in die Abendkühle fallen zu lassen. Trotzdem richtete sie sich mühsam auf, zuerst auf die Knie, dann stand sie im Raum, der vollständig leer war. Es gab nur zwei Luken weit oben, durch die Licht in den Raum kam, das die Dämmerung, die im unteren Bereich herrschte, kaum durchdrang. Gegenüber der Tür war eine Liege aufgemauert, auf der eine Decke lag. Sonst war nichts in diesem Raum, was daran erinnern konnte, dass hier Menschen lebten. Die Tür war von außen durch einen Riegel verschlossen.

Ruth setzte sich auf die steinerne Liege und befühlte ihren Körper, so weit sie das mit gefesselten Händen tun konnte. Sie konnte noch alles bewegen, auch wenn sie merkte, dass überall blaue Flecken zu sein schienen. Aber ihre Kleidung war nicht zerrissen. Anscheinend hatten die kräftigen Männer, die sie gefangengenommen hatten, sie erbarungslos festgehalten, als sie sich wehrte. Jetzt erinnerte sie sich: Sie war beim Schlachter zum Einkaufen gewesen. Claudia hatte ihr noch zugezwinkert, bevor die Schläger auf sie zutraten. „Unser Herr will mit dir reden“. Das klang ihr noch in den Ohren.

Ruth versuchte, die Fesseln zu lockern und die Hände auf dem Rücken frei zu bekommen. Aber es gelang ihr nicht. Sie war zu fest verschnürt, ein hilfloses Päckchen in einem engen muffigen Raum. Ausgeliefert. Was an ihr war so wichtig, dass ein „Herr“ mit ihr reden wollte? Konnte es mit den Versammlungen zu tun haben, die sie mit Rivka besuchte? Dort fühlte sie sich wie in einem anderen Leben, einer anderen Welt, in der Freundlichkeit ein Grundgefühl war und nicht Feindseligkeit oder Angst, jederzeit angegriffen zu werden. Diese grundsätzliche Stimmung der Furcht, die zu ihrem Sklavendasein gehörte, die war in dieser Gemeinschaft wie aufgehoben. Aber sie wusste auch, welche Gerüchte umliefen: „In den geheimen Versammlungen würden Menschen geopfert. Es würden Waffen gesammelt für

gerecht sein?) die Mehrheit der Bevölkerung vor dem Kapital zu schützen, oder doch immerhin vor den Auswüchsen. Es gehört zum schönen Schein dazu, wenn sich mächtige hohe Beamte und Parlamentarier über solche Forderungen aufregen oder verbal teilweise darauf eingehen, um dann doch in der tatsächlichen Politik dem wahren kapitalistischen Auftrag voll und ganz zu entsprechen. Selbst wenn Regierungen und Parlamente wollten, sie könnten nichts grundlegend ändern. Die Wirtschaftsverfassung und die wahren Machtverhältnisse sind vom höchsten nationalen Gesetz zementiert. Europarecht sind nur Verträge, die die jeweiligen kapitalistisch-demokratischen Verfassungen oder Grundgesetze unter gemeinsame Verwaltung stellen, der Primat des Europarechts ändert hier nichts. Sie wollen eh nichts ändern, sie wollen, dass alles im Großen und Ganzen so bleibt, wie es ist., schon, weil sie zu den Profiteuren gehören. Ab und zu wechselt mal die Farbe des Fähnchens, das die „grauen Herren“ (Michael Ende) und Damen in ihren Knopflöchern tragen.

Unsere Zielgruppe sind nicht nur die Mächtigen. Die Veränderung wird nicht ohne sie gehen, aber sie werden sich durch Argumente eh nicht bewegen lassen. Unsere erste und wichtigste Zielgruppe sind die anderen Ausgebeuteten, Erniedrigten und Beleidigten, vor allem die wirtschaftlich Armen, die Erwerbslosen, die Geflüchteten, die Prekären, die politisch Verfolgten. Natürlich auch der Mittelstand, die Bürger. Der Mittelstand begreift allmählich, dass auch er Preise zahlt, auch wenn sie wenig greifbar sind. Im goldenen Käfig nehmen die psychischen Belastungen zu, die Allergien, die Rücken- und Herzleiden. Und die kulturelle Verarmung und Kälte.

Was vor Jahren noch an Gewinn gereicht hat, reicht dem Kapital längst nicht mehr. Also „muss“ die Angst erhöht werden, müssen Schuldige für Lohn- und Rechtsabbau oder -aushöhlung und mehr Repression benannt werden. Dafür werden die Geflüchteten, Erwerbslosen, Prekären, politisch Verfolgten gegen die wirtschaftlich besser bis übertrieben gut Gestellten und gegen die besser lenkbaren „besorgten Bürger“ ausgespielt. Das hat schon immer funktioniert. Dabei sollten wir diese gelenkten „Hungerspiele“ (Suzanne Collins) begreifen und die Solidarität, lies: den Schulterchluss mit allen Gruppen in den unteren Klassen suchen. Natürlich nicht mit Almosen, sondern mit der Mission für eine strukturell allen gerechte Wirt-

schaftsordnung, gepaart mit einer echten Demokratie, und mit gegenseitiger Unterstützung, die die Würde aller Menschen untereinander, im Vorgriff auf das „Reich Gottes“, aufrecht erhält.

Die Erkenntnis, dass dies hier nur kurz Skizzierte schon im Grundgesetz verankert ist, stammt nicht von mir, sondern einem Verfassungsjuristen, Herrn em. Prof. Dr. Albert Krölls.

Auf 3 Seiten: Freiheit—Gleichheit—Eigentum—Sozialstaat = Kapitalismus. Streitschrift gegen den linken Verfassungsidealismus. In: Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie 2016; 3(): 209-241

Die populäre Langform: Das Grundgesetz—ein Grund zum Feiern? Eine Streitschrift gegen den Verfassungspatriotismus, 2009

Die juristische Langform: Das Grundgesetz als Verfassung des staatlich organisierten Kapitalismus: Politische Ökonomie des Verfassungsrechts. 1988 (Dr. Krölls Habilitationsschrift)

Wer 2 Seiten über den sog. Sozialisierungsartikel 15 des Grundgesetzes direkt lesen will: Die idealisierte Verfassung, in Junge Welt vom 23.05.2019

(<https://www.jungewelt.de/artikel/355359.linke-und-grundgesetz-die-idealisierte-verfassung.html>)

Dieser Beitrag ist ebenfalls als Blog-Beitrag auf chrisoz.de veröffentlicht. In der online-Fassung sind externe Bilder und Literatur mit klickbaren Links versehen.

(mrw)



Honoré Daumier, Galilei wundert sich über die Verwandlung der Erdoberfläche
1867 - Lithographie

gibt Neupfingstliche Pastoren, die Bolsonaro als von Gott gesandt ansehen, doch das ändert nichts an der Haltung des Präsidenten, der im Gegensatz dazu den heiligen Namen Gottes umso mehr beleidigt, insbesondere wenn sie auf Youtube einen pornographischen Beitrag gegen den Karneval posten.

Was für ein Gott beraubt die Armen ihrer Rechte und erteilt den Reichen Privilegien? Was für ein Gott demütigt die alten Menschen, degradiert Frauen und verachtet die Bauern, indem er ihnen die Hoffnung auf eine Rentenversicherung nimmt?

Das Projekt der Sozialversicherung schafft tiefste soziale Ungleichheiten, und doch haben sie die Stirn zu sagen, dass sie damit Gleichheit schaffen. Ungleichheit ist ein neutrales analytisches Konzept. Aus ethischer Perspektive bedeutet sie soziale Ungerechtigkeit. Theologisch betrachtet bedeutet Ungleichheit Sünde, die Gottes Plan der großen geschwisterlichen Gemeinschaft zuwiderläuft.

Der französische Ökonom Thomas Piketty, der berühmt ist für sein Buch „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ (FCE 2014), schrieb auch ein ganzes Buch über die Ökonomie der Ungleichheiten (2015). Gemäß Piketty offenbart sich unsere soziale Ungerechtigkeit in der simplen Tatsache, dass 1% der Menschen als Multimillionäre einen Großteil des Einkommens der Menschen weltweit unter ihrer Kontrolle haben und dass, laut Marcio Pochmann, ein Spezialist auf diesem Gebiet, in Brasilien die sechs reichsten Milliardäre so viel besitzen wie die 100 Millionen ärmsten Brasilianer (JB 25.09.2017).

Unsere Hoffnung ist, dass Brasilien größer ist als die herrschende Irrationalität und dass wir aus der aktuellen Krise in einen besseren Zustand hervorgehen.

(Übersetzung: Bettina Gold-Harnack)

Der Artikel ist entnommen der Zeitschrift „Kritisches Christentum. Beiträge zu Kirche und Gesellschaft“, Wien Mai/Juni 2019, S. 10-12

es nicht möglich ist, Gott in Beziehung mit Hass zu bringen, mit dem Anpreisen von Folter und Folterknechten und mit Bedrohungen seiner Gegner, so wie Bolsonaro und seine Angehörigen es tun. In den heiligen jüdisch-christlichen Schriften offenbart Gott seine göttliche Art als „Liebe“ und „Barmherzigkeit“. „Bolsonarismus“ betreibt eine Politik der Konfrontation mit den Gegnern, ohne Dialog mit dem Kongress, versteht Politik als Konflikt nach faschistischer Art. Dies hat nichts mit der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes zu tun. Folglich propagiert und legitimiert er von oben eine wahre Kultur der Gewalt, die es jedem Bürger erlaubt, bis zu vier Waffen zu besitzen. Eine Waffe ist kein Kinderspielzeug, sondern ein Mittel zum Töten oder zur Verteidigung, indem man seinen Nächsten verstümmelt oder tötet.

Bolsonaro erachtet sich selbst als religiös, doch hier handelt es sich um eine gehässige Religiosität. Sie scheint jeglicher Heiligkeit beraubt und offenbart einen verstörenden Mangel an Spiritualität oder Sinn für Engagement, weder für das menschliche Leben noch für die anderen Geschöpfe, insbesondere nicht für diejenigen, die weniger besitzen. Völlig zu recht sagt Papst Franziskus oft, dass er einen Atheisten guten Willens und mit einer ethischen Einstellung lieber mag als einen heuchlerischen Christen, der weder Liebe noch Mitgefühl für seinen Nächsten hat und keine humanistischen Werte pflegt.

Ich zitiere aus einem Text von einem der größten Theologen des vergangenen Jahrhunderts, der am Ende seines Lebens zum Kardinal ernannt wurde, dem französischen Jesuiten Henri de Lubac:

„Wenn es mir an Liebe oder Gerechtigkeit mangelt, entferne ich mich unweigerlich von Dir, mein Gott, und mein Gottesdienst ist nichts anderes als Götzenanbetung. Um an dich zu glauben, muss ich an Liebe und Gerechtigkeit glauben. Es ist tausendmal wertvoller, an Liebe und Gerechtigkeit zu glauben, als Deinen Namen auszusprechen. Es ist mir unmöglich, Dich zu finden, wenn ich von Liebe und von Gerechtigkeit getrennt bin. Diejenigen, die sich an Liebe und Gerechtigkeit orientieren, sind auf dem Weg, der zu Dir führt.“ (Sur les chemins de Dieu, Aubier 1956, S. 125).

Bolsonaro, sein Clan und seine Anhänger (wenn auch nicht alle von ihnen) orientieren sich weder an der Liebe noch schätzen sie die Gerechtigkeit. Aus diesem Grund sind sie von dem „göttlichen Milieu“ getrennt (Teilhard de Chardin) und ihr Weg führt sie nicht zu Gott. Es

Dieter Michels

Rosas letztes Wort

(für Heinrich 12-4-2019)

**Und den „Vorwärts“
nicht vergessen,
wie er war
befreit.
Jubelpresse
nicht vergessen,
ihren Jubelschrei,
dass wieder herrsche:
Ordnung in Berlin -
wie Rosa schrieb
als erstes Wort
im letzten Text
vorm Mord,
gezeichnet schon
von ihm
und immer noch
von ihr,
die war und ist
und sein wird,
wie Rosa schrieb,
als letztes Wort.**

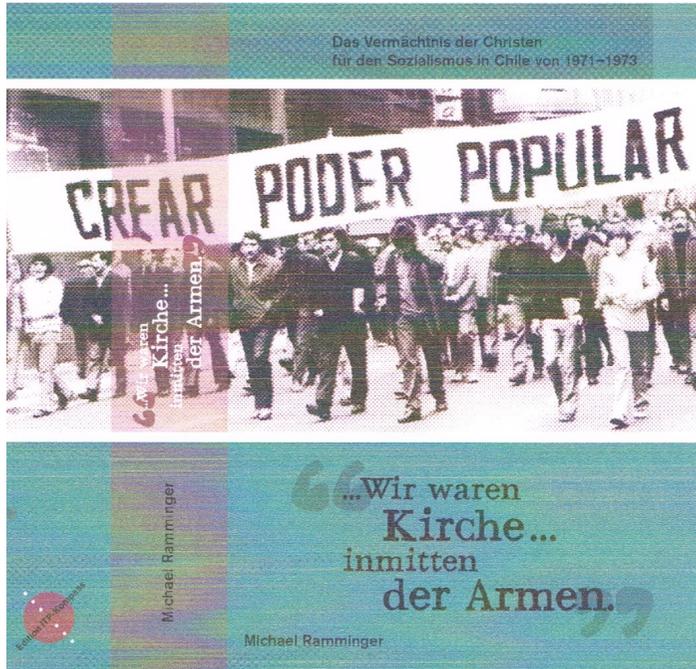
Hintergrund:

„‘Ordnung herrscht in Berlin!’ verkündet triumphierend die bürgerliche Presse, verkünden Ebert und Noske, verkünden die Offiziere der ‚siegreichen Truppen‘, denen der Berliner kleinbürgerliche Mob in den Straßen mit Tüchern winkt, mit Hurra! jubelt. Der Ruhm und die Ehre der deutschen Waffen sind vor der Weltgeschichte gerettet. Die jämmerlich Geschlagenen von Flandern und den Argonnen haben ihren Ruf wiederhergestellt durch den glänzenden Sieg - über die 300 ‚Spartakisten im ‚Vorwärts‘. Die Zeiten des ersten ruhmreichen Eindringens deutscher Truppen in Belgien, die Zeiten Generals von Emmich, des Bezwingers von Lüttich, erlassen vor den Taten der Reinhardt und Gen. In den Straßen Berlins. Niedergemetzelte Parlamentäre, die über die Übergabe des ‚Vorwärts‘ verhandeln wollten und von der Regierungs-Soldateska mit Kolben bis zur Unkenntlichkeit zugerichtet wurden, so dass die Re-kognizierung ihrer Leichen unmöglich ist, Gefangene, die an die Wand gestellt und in einer Weise hingemordet werden, dass Schädel und Hirn herumspritzen: Wer denkt da noch angesichts so glorreicher Taten an die schmachvollen Niederlagen vor den Franzosen, Engländern und Amerikanern? ‚Spartakus‘ heißt der Feind und Berlin der Ort, wo unsere Offiziere zu siegen verstehen. Noske, der ‚Arbeiter‘, heißt der General, der Siege zu organisieren weiß, wo Ludendorff versagt hat. (...) ‚Ordnung herrscht in Berlin! Ihr stumpfen Schergen! Eure ‚Ordnung‘ ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon ‚rasselnd wieder in die Höh‘ richten‘ und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: Ich war, ich bin, ich werde sein.“

(Anfang und Ende aus: „Rosa Luxemburgs letztem Artikel in der ‚Roten Fahne‘“ Nr. 14, v. 14. Januar 1919 mit der Überschrift: „Die Ordnung herrscht wieder in Berlin“. —einen Tag vor ihrer Ermordung veröffentlicht.

CfS - Die Ursprünge in Chile

Am 11. September 2019 wird im Institut für Theologie und Politik in Münster, Friedrich-Ebert-Str. 7 das Buch von Michal Ramminger, „Wir waren Kirche...inmitten der Armen“ vorgestellt. Es gibt ja nicht nur den Termin „nine-eleven 2001“, den man als Ausgangspunkt der kriegerischen Auseinandersetzungen heute sehen kann, sondern auch das Datum 11. September 1973, an dem durch einen blutigen durch den CIA gestützten Militärputsch in Chile die Hoffnungen der Armen in Chile zerstört wurden.



Im Klappentext heißt es: „Diese Arbeit über die Bewegung der „Christen für den Sozialismus“ in Chile zwischen 1971 und 1973 versucht einer Spur zu folgen, die am Beginn der lateinamerikanischen Befreiungstheologie stand und mit dem Putsch gegen die sozialistische Regierung Salvador Allendes schon wieder zu Ende war. Junge Ordensleute und Priester vor allem lebten in den Armenvierteln und teilten das Leben der Menschen und ihre Kämpfe. Sie begaben sich auch in deren politische Organisationen ... Sie diskutierten Marx, die Bedeutung der Arbeiterklasse, die Rolle der Religion und Kirche. ...Michael Ramminger hat ihre Geschichte anhand von Interviews und Originaldokumenten rekonstruiert und damit einen wichtigen Teil der Anfangsgeschichte dieses befreienden Christentums zugänglich gemacht.“

CfS leitet seinen Namen von dieser Bewegung in Chile her. Zu Beginn des Intensivseminars (Thema: „Europarückt nach rechts. Brauch der Kapitalismus noch die Demokratie?, 31. oktober bis 3. November 2019), am Freitag, d. 1. November, wird Michael Ramminger von seinen Recherchen berichten.

Leonardo Boff

Hass zu verbreiten und dabei „Gott über alles“ zu verkünden ist Blasphemie

Ich wünschte, ich bräuchte diesen Artikel nicht zu schreiben. Doch die akute gegenwärtige politische Krise und der Missbrauch, der in Gottes Namen begangen wird, fordern die öffentliche Funktion der Theologie heraus. Wie in jedem anderen Bereich hat auch die Theologie eine soziale Verantwortung. Es gibt Zeiten, zu denen der Theologe von seinem Katheder herabsteigen und ein paar Worte in die politische Arena richten muss. D.h. Missbräuche anzuprangern und gute Taten publik zu machen, selbst wenn diese Rolle des Theologen von manchen Gruppierungen missverstanden oder als Parteilichkeit angesehen werden kann, obwohl dies nicht der Fall ist.

Ich sehe mich demütig in der Tradition solch prophetischer Bischöfe wie Dom Helder Camara oder der Kardinäle Dom Paulo Evaristo Arns (denken wir an das Buch „Brasilien nie wieder“, das zum Sturz der Diktatur beigetragen hat) und Dom Aloysio Lorscheider, Bischof Waldir Calheiros und andere, die in den düsteren Zeiten der Militärdiktatur von 1964 den Mut hatten, ihre Stimme zu erheben für die Verteidigung der Menschenrechte und gegen das Verschwindenlassen und gegen Folter durch Staatsbedienstete.

Wir leben derzeit in einem Land, das zerrissen ist durch einen tief sitzenden Hass, durch gegenseitige Anschuldigungen mit einer Wortwahl untersten Niveaus und vielen Fake News, die selbst von den höchsten Autoritäten des Landes, dem derzeitigen Präsidenten, verbreitet werden. Auf diese Weise zeigen sich sowohl die fehlende Gelassenheit in seinem hohen Amt und die desaströsen Konsequenzen seiner Interventionen als auch die Absurditäten, die er im In- und Ausland von sich gibt.

Sein Wahlkampflogan lautete und ist immer noch: „Gott über allem und Brasilien vor allem“. Wir müssen diese Verwendung des Namens Gottes anprangern. Das zweite göttliche Gebot ist da eindeutig: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.“ Nur ist die Verwendung des Namens Gottes hier nicht nur Missbrauch, sondern wahre Gotteslästerung. Warum? Darum, weil